Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 45 (1951)

Heft: 7-8

Artikel: Mein Weg : die äussere Umgebung ; Eltern und Geschwister ; Die Dorfgemeinschaft ; Mein Leben mit der Natur ; Auf der Universität ; Bergpfarrer ; Pfarrer in Chur ; Basel

Autor: Ragaz, Leonhard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139518

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein Weg

Von *Leonhard Ragaz* *

DIE ÄUSSERE UMGEBUNG

... Mein Geburtsort ist Tamins, am Zusammenfluß der beiden Quellströme des Rheins. Sozusagen auf dem Felsen, an dem sie aufprallen, bevor sie vereinigt ihren Weg weiter nehmen, steht das Schloß, das der Familie Planta gehörte, wo einst Zschokke an dem dort eingerichteten Philanthropinum gelehrt hatte, um dann, als verfolgter «Patriot», das heißt Anhänger der Französischen Revolution, rheinabwärts zu fliehen, einer großen Wirksamkeit entgegen, während die Inschrift über einer Türe noch in unseren Tagen anzeigte, daß unter dem Decknamen Louis Chabot dort einmal, auch als Lehrer, der spätere französische König Louis Philipp gewohnt habe. Zum Schlosse gehörten rheinabwärts ein großer Baumgarten, dessen für unsere Verhältnisse seltene und besonders edle Früchte uns Knaben lockten, jenseits der Straße aber, auf dem Felsen, ein schöner, von uns bewunderter Park, wo man von einem Vorsprung aus gut den Zusammenprall der beiden Rheine beobachten kann. Daran grenzt auch heute noch ein viel besuchter Gasthof, in welchem ich später, als Pfarrer von Chur und auch sonst etwa, manchem Hochzeitsessen beigewohnt habe, nachdem die Traufeier in der dafür stets freundlich überlassenen Schloßkapelle stattgefunden hatte. Über den vereinigten Rhein führte eine alte hölzerne Brücke, die prachtvoll in das ernste Landschaftsbild paßte, aber leider noch in meinen Schulkinder-Tagen abgebrannt ist (ich lieferte, trotzdem ich, auf dem Maiensäß weilend, den Brand nicht selbst gesehen hatte, davon in einem Schulaufsatz eine Beschreibung, die meinen Lehrer veranlaßte, den Eltern dringend zu raten, daß ich studieren müsse), während die über den Vorderrhein noch lange aushielt, bis auch sie einer langweiligen Eisenkonstruktion weichen mußte. Hart an der andern aber stand ein Laden mit Bäckerei (er war zugleich Post und Telegraph), deren gütige Inhaberin bei uns Kindern hoch in Gunst und Ehren stand; denn sie legte einem bescheidenen Kauf immer ein paar Feigen oder auch ein «Mütschli» (ein kleines süßes Brötchen) bei. Ging man über die Brücke, so kam man, sich rechts wendend, am Hochufer des Hinterrheins nach dem Brühl, wo es, neben den Wiesen weiter hinten, sogar Weinberge gab (etwas für uns Kinder besonders Merkwürdiges) und dazu, was noch wichtiger und lockender war, ganze Reihen von Maulbeerbäumen, deren süße Früchte wir im Sinne des primitiven Kommunismus, ohne Gewissensbisse, behandelten, während die «Gumpen»

* Mit freundlicher Genehmigung des Diana-Verlages geben wir hier unsern Lesern einige Leseproben aus dem so wichtigen letzten Werk unseres verehrten Leonhard Ragaz, welches demnächst im Diana-Verlag, Zürich, erscheint. (Vgl. 3. Umschlagseite.)

(das heißt Wassertümpel) am sandigen Strande uns zum Baden dienten und zu Schwimmversuchen verlockten, die nicht ohne Gefahr waren. Weiterhin schlossen sich dann neben dem Doktorhaus und einer Hufschmiede, mit einer großen klematisumwundenen Pappel, dem Wahrzeichen der Straße ins Oberland, das heißt ins vordere Rheintal aufwärts, weiträumige Stallungen für die Postpferde an. Denn Reichenau – so heißt ja der Weiler – war sozusagen ein Knotenpunkt für das Bündnerische Verkehrswesen meiner Jugendzeit, das nur eine Eisenbahn bis Chur kannte. Da, wo die beiden Straßen ins Vorder- und Hinterrheintal sich trennten (oder auch sich fanden), stand am Fuße einer andern gewaltigen alten Pappel ein ebenfalls alter steinerner Brunnen mit köstlichem Wasser. An seiner steinernen Hinterwand wies eine eingemeißelte Inschrift den Weg nach «Bellenz» (Bellinzona) und Cleven (Chiavenna) und erinnerte an die Zeiten, wo Chiavenna und auch das Veltlin als Untertanenländer zu Graubünden gehörten. Diese Inschrift, welche, wenn ich nicht irre, durch eine zum Gotthard und darüber hinausweisende ergänzt wurde, lockte die träumende Phantasie des Knaben in die Weite. Der Brunnen aber wurde ihm, wie jener andere, von dem bald die Rede sein wird, zum Typus dessen, was ein Brunnen bedeuten kann. Aber die Phantasie schweifte auch dem Laufe des Hinterrheins nach, an dessen Hochufer die katholischen und romanischen Dörfer Bonaduz und Rhäzüns liegen, während über der breiten und düsteren Schlucht, die der Rhein bald nachher bildet, die alte Burg Rhäzüns wuchtet und weiter vorn auf einem Hügel, an dessen Abhang im Frühling eine seltene Art von Anemonen blüht, die ebenfalls sehr alte, durch interessante Bilder ausgezeichnete St. Georgskapelle steht und jenseits des Domleschg die Viamala, wie später die Rofflaschlucht die Phantasie weiter ziehen, während wuchtige Bergmassive und auch schneebedeckte Gipfel den Hintergrund abschließen. Noch mehr aber reizte die träumende Kinderphantasie das Vorderrheintal. Denn da gab es noch keine Eisenbahn, die dessen Geheimnis zerstört hätte. Da, wo die Felder von Tamins an der Grenze des Gebietes von Trins aufhörten, begann die sich bis in die Nähe von Ilanz ziehende Rheinschlucht, die damals ein Geheimnis war, ein für die Rheingoldsage geeigneter Schauplatz, den nur etwa ein Jäger oder Fischer betrat, und wo nur ganz ausnahmsweise ein bescheidener Heuschober von menschlicher Tätigkeit zeugte, phantastisch gestaltete Felsköpfe und aus Bergsturzschutt gebildete gewaltige Absturzhänge eine Märchenromantik darstellten, die auch heute noch auf den in der Eisenbahn Durchfahrenden wirkt, falls er ein Auge für solche Dinge hat. Die Gemeinde Trins selbst bildete mit ihrer in die vorkarolinische Zeit zurück reichenden mächtigen Burgruine den Abschluß unseres kindlichen Horizontes, der sich höchstens, über die Trinser Ebene hinweg bis nach Flims, dem Kurort, erweiterte und an dem ungeheuren Gebilde des Flimsersteins seinen Abschluß fand.

ELTERN UND GESCHWISTER

... Besonders ist mir, als Illustration des Wesens meiner Mutter, eine Episode unseres Kinderlebens ergreifend in der Erinnerung geblieben. Ein einziges Mal ist, abgesehen von dem frühen Sterben meines Vorgängers (eines kleinen Leonhard, der als ganz kleines Kind starb), der Tod in unsere Reihen getreten. Einer der beiden Zwillinge, Georg – der andere war Felix – ein stiller, ernster Knabe, erkrankte an Gliedersucht, welche die Wassersucht nach sich zog. Er mußte zuletzt ins Stadtspital von Chur gebracht werden. Dort lag er lange krank. Die Mutter, das Herz voll Kummer, besuchte ihn von Zeit zu Zeit, indem sie, die abgearbeitete Frau, die zwei Stunden von Tamins nach Chur hin und zurück zu Fuß machte. Einmal begleitete ich sie heimwärts. Da zog sie, auf dem Emserboden, ein Täschchen hervor und gab mir in mütterlicher Güte ein paar getrocknete Zwetschgen zu essen. Ich habe diese Zwetschgen und den Gang mit der armen, guten Mutter nie vergessen.

Auch nicht das stille, geduldige Leiden und Sterben des guten Bruders Georg. Ich war damals Zögling der Kantonsschule in Chur. Jeden Tag besuchte ich den Bruder, gewöhnlich bevor ich in die Schule mußte. Als sein Zustand sich verschlimmerte und das Ende nahte, war die Mutter Tag und Nacht bei ihm. In der Nacht, als er starb, wachte ich auf wie von einer leisen Berührung. Das Zimmer, in dem noch ein Mitschüler schlief, war von hellem Mondschein erfüllt, die Fenster offen. Ich blieb eine Weile wach, verwundert über das Erwachtsein, das sonst nicht leicht vorkam. Die Turmuhr schlug, wie ich dann feststellte, ein Viertel vor ein Uhr. Als ich am Morgen wieder ins Stadtspital hinaus ging, erfuhr ich von der Mutter, daß der Bruder ein Viertel vor ein Uhr gestorben sei!

DIE DORFGEMEINSCHAFT

... Ich will hier überhaupt eine allgemeine Bemerkung nicht unwichtiger Art anbringen. Man hält denen, welche die kapitalistische, rein private, am individualistischen Gewinninteresse orientierte Wirtschaftsordnung durch eine mehr kollektivistische, auf das Gemeininteresse aufzubauende ersetzen wollen, gerne entgegen, daß dies die menschliche Natur verkennen heiße, welche nun einmal vorwiegend auf das private Interesse eingestellt sei; an die Verwaltung von Gemeingut und die Arbeit dafür würden nicht der nötige Eifer und die nötige Gewissenhaftigkeit verwendet. Die Erfahrungen mit unserem Dorfkommunismus widerlegen diese Annahme ganz gründlich. Bei uns war das Gegenteil der Fall: Es war selbstverständlich, daß an das Gemeingut und die Gemeinarbeit viel mehr Eifer und Treue gewendet wurde als an das eigene Gut und die eigene Arbeit. Wenn einer faul und nachlässig war, wo es seine eigenen Interessen anging, da war es nicht gerade

eine Ehre für ihn, aber schließlich war das *seine* Sache; aber wo er dies beim Gemeinwerk war oder sonst in etwas, was die Gemeinschaft anging, da war es eine Schande und auf die Länge unmöglich. Die menschliche Natur ist eben nicht ein so festes Gebilde, wie man immer wieder anzunehmen beliebt, wo man eine Änderung der Verhältnisse nicht gern sieht und nicht gern daran glaubt, sondern sie wird selbst weitgehend durch die Verhältnisse bestimmt. Eine auf den Egoismus abstellende Ordnung erzieht selbstverständlich zum Egoismus, eine auf das Gemeinschaftsprinzip abstellende aber ebenso selbstverständlich zur Gemeinschaft.

MEIN LEBEN MIT DER NATUR

... Eine Vermittlung zwischen der Natur und dem, was wir Kultur nennen können, bildet ein Moment, das einen nicht kleinen Teil meines Kinderlebens ausfüllte: das Hirtentum. Ich war der eigentliche Hirte in unserer Familie. Trotzdem ich ältere und jüngere Brüder hatte, die dieses Amt hätten verwalten können, zum mindesten neben mir, überließ man es mit Vorliebe mir. Und ich übernahm es gerne. So trieb ich denn, sobald die Allmende ergrünt war, unser Jungvieh (die Kühe blieben auf den Dorfwiesen) das Dorf hindurch auf die Weide, in meinem Hirtensack den Marend, aus Brot und Butter und etwas Käse bestehend, zu denen etwa noch ein Stück Speck oder Bindenfleisch gehörte. Zuerst kamen wir auf Gartschitscha, dann in die Flühe mit dem Eichwald, wohin ein Weglein führte, auf dem man die Tiere sorgfältig in der Hut behalten mußte, oder auch auf Via nova und Penis oder, auf der andern Seite, auf Girsch, am Kunkelsweg, in den Rand des Schwarzwaldes oder in andere Partien. Es war eine reiche Welt und im Hirtentum selbst eine gewisse Ordnung. Mühsam war dieses Leben nicht. Die Hauptsache war das Hintreiben der Tiere, die Anweisung der Weideplätze und das Heimtreiben. Daneben galt es bloß, ein wenig auf die Tiere aufzupassen, namentlich an gefährlichen Stellen oder in der Nähe von Wiesen und Äckern. Man war viel allein, aber auch etwa mit andern Buben zusammen. Denen erzählte ich wohl etwa die Geschichte Robinsons aus meinem Buch, wofür sie mir dann «wehren», das heißt Gänge machen mußten, um den Tieren den rechten Ort zu weisen, oder sie an diesem festzuhalten. Noch geruhsamer, aber auch einsamer war es, wenn ich im Sommer etwa dem «Ochsler» als «Fißner» dienen mußte. Für die Kühe, die man um der Milch willen nicht auf die Alp ließ, «Heimkühe» genannt, gab es einen eigenen Dorfhirten, «Ochsler» genannt, weil man früher offenbar viele Zugochsen hielt, was zu meiner Zeit nicht mehr der Fall war. Ich hatte *diesen* Fißnertag gern, während ich, wohl aus krankhaftem Hochmut, es meistens vermied, Fißner des Geißhirten («Geißler») zu werden. Es war manchmal auch langweilig. Nur gab es da für die Hirtenfreuden des Frühlings

einen köstlichen Ersatz: die Erdbeeren, die an einzelnen, uns wohlvertrauten Plätzen in unerschöpflicher Fülle zwischen den Farnkräutern leuchteten. Ich war im übrigen kein schlechter, sondern ein ausgesprochen guter Hirte. Ich wünschte, daß ich es später, als Pfarrer und Lehrer, an den Menschen ebenso musterhaft gewesen wäre, wie ich es an meinen Tieren gewesen bin. Ich verstand es, sie auf die besten Weiden zu führen, ich kannte sie und liebte sie. Wenn ein Kälbchen sich in den Alpwald verirrt hatte, dann überwand ich auch die Scheu vor dem nächtlichen Dunkel mit seinen Gefahren, um es, sehnsüchtig rufend, anzulocken und zu finden. Wenn aber eines umkam, meistens auf der Alp und am sogenannten Kost (dem Milzbrand), so war es ein großer Kummer. So lernte ich früh das Verlorene suchen. Ich lernte es auch von der Mutter, wenn sie einen Franken oder auch nur einen Zwanziger verloren hatte und Stube oder Küche kehrte, bis sie ihn gefunden. Die Gleichnisse vom verlorenen Schaf und Groschen wurden mir damit unmittelbar vertraut.

An den Stätten, wo sich dieses Hirtenleben meiner Kindheit abgespielt hat, ist vieles anders geworden. Es wächst wohl dort, wo man, nach einem einstigen Waldbrand, junge Pflänzchen hingesetzt hatte – die man schonen mußte – hoher, grüner Wald, Lärchen- und Tannenwald, aber in meiner Erinnerung leuchtet es im Glanze des Kindheits- und Jugendfrühlings, so wie es war. Sicher hat es mein Wesen tief beeinflußt.

AUF DER UNIVERSITÄT

... Das war die Studentenstadt Jena. Sie war in mancher Beziehung wie ein Dorf. Die Lebenshaltung war primitiv. Man konnte als Student ruhig auf dem Marktplatz für einige Pfennige Kirschen kaufen und sie im Weitergehen aus der Düte essen. Im Herbste bedeckten abgefallene kleine Pflaumen alle Wege der Umgebung. Man mußte sich aber in acht nehmen, nicht in einen der Töpfe mit Pflaumenmus zu treten, die nicht nur vor allen Fenstern, sondern auch auf den Treppen standen. Unser gemeinsames Mittagessen (Frühstück und Abendessen besorgten wir uns selbst oder bekamen es von der «Philisterei») im «Kaiserhof» bei Papa Zimmermann (dem Moosherr mit großem und lautem Eifer seine neueste Lektüre kund tat, jeden einen «truurige Sack» nennend, der nichts davon wußte) stand in starkem Kontrast zu diesem großartigen Namen. Auch ließen wir uns durch überreichlichen Genuß des Gratisbrotes mit der gesalzenen Butter eine gewisse Schäbigkeit zu Schulden kommen, wie sie Schweizer im Auslande nicht selten zeigen, und deren ich mich noch jetzt schäme.

Moosherr und ich wohnten auch sozusagen auf dem Lande, nämlich in Wenigenjena jenseits der Saale, wo eine Zeitlang auch Schiller gehaust hatte. Es war eine primitive Bude, der Besitzer ein typischer

Jenenser Studentenphilister, die ganze Bevölkerung, namentlich die einfachen Leute, freundlich und zutraulich, gegen uns Schweizer mit einem gewissen herablassenden Wohlwollen erfüllt. Nur daß man uns für ein wenig dumm hielt, was zu einem großen Staunen führte, als ich im Seminar von Professor Nippold einen Vortrag hielt, von dem die deutschen Teilnehmer das Gefühl hatten, daß sie ihn nicht zustande gebracht hätten.

Es ist hier vielleicht der Ort, ein Grundthema all dieser autobiographischen Erinnerungen anzuschlagen, wenigstens auf vorläufige Weise: unser Verhältnis zu den Deutschen und zu Deutschland. Wie ich schon angedeutet habe, war ich noch naiv alldeutsch gesinnt. Und so die schweizerischen Kameraden auch. (Moosherr ist es zeitlebens geblieben.) Es gab da keine Schwierigkeiten. Immerhin fiel es uns auf, als ein Schweizer Historiker, den wir dort trafen, der freilich schon vom Vater her mehr ein Deutscher war, aktiv in der deutschen politischen Parteibewegung mitkämpfte, wenn auch in demokratischer Opposition. Es war ja auch so, daß der Nationalismus im damaligen Deutschland, etwa abgesehen von Berlin, noch nicht die abstoßenden Formen angenommen hatte, die später sich entfalteten. (Oder haben wir sie bloß weniger gespürt?) Es war, soweit Politik überhaupt in Frage kam, die Atmosphäre des Nationalliberalismus. Vom Sozialismus merkten wir noch nichts. Aber mein Alldeutschtum geriet in Blüte. Es kam bei einem bestimmten Anlaß zu einem Ausdruck, den ich nicht vergessen habe, und der zu meinem späteren Erleben in einem seltsamen Kontrast steht. Wir Schweizer hatten, zum Abschied, eine Versammlung veranstaltet, zu der wir auch eine Anzahl deutscher Kommilitonen, Professoren wie Studenten, eingeladen hatten. Ich hielt die Festrede. Es war ein enthusiastischer Erguß, worin ich unter anderem die Deutschen aufforderte, sich gegen ihre drohenden Feinde zu waffnen und zu rüsten! Ich zitierte die Verse von Leuthold (Zeitgedichte) . . .

Wir wohnten, Moosherr und ich, in der Elsässerstraße, welche damals beinahe den Norden *Berlins* abschloß. Dort hatten wir bei Schutzmann Herrmann und seiner Frau zwei schöne Zimmer gemietet, die wohl zum großen Teile Moosherr bezahlte. Wir mußten zu ihnen neunundneunzig Stufen hinaufsteigen. Es wohnten in dem Hause etwa dreißig Familien. Einige auch in den Kellerwohnungen, zu denen wir hinuntersahen, wenn wir über den Hof gingen, was mir besonders am Abend einen tiefen Eindruck machte. Oben aber war eine in ihrer Art prachtvolle Aussicht. Tief unter uns lag ein Spielplatz, oben ging es dann in die nordwestliche Weite, der Himmel zeigte auf noch großartigere Weise jene Sonnenuntergänge der Ebene, die mir schon in Basel Eindruck gemacht hatten. An einem der ersten Abende hatte ich aber, nach eingebrochenem Dunkel, ein erschreckendes Erleben: in nicht zu großer Ferne schlugen mächtige Flammen auf und erfüllten den ganzen Horizont. Ich dachte zunächst an eine große Feuersbrunst. Aber

die Flammen blieben. Es wurde mir dann, am andern Tag, erklärt, das seien die Flammen aus den Essen der Borsigwerke in Moabit. Aber ich habe doch daran denken müssen, als ich von dem Brande Berlins las, der in diesen Tagen die gewaltige Stadt verzehrt, wie er in der Offenbarung Johannis Rom verzehrt.

Wir lebten wieder sehr einfach. Am Morgen brachte uns Frau Herrmann den wie in Jena etwas zweifelhaften Kaffee, das Nachtessen besorgten wir uns selbst. Ich kaufte in einer der zahlreichen Auslagen und Lebensmittelläden ein wenig Leberwurst oder Cervelat, und Moosherr kochte dazu eine Tasse Tee oder Schokolade. Das Mittagessen nahmen wir zeitweilig in der akademischen Speisehalle hinter der Universität ein, nachher aber, weil es dort doch etwas zu gedrängt und zu primitiv war (wieder mit einer kleinen Gesellschaft von Schweizer Studenten zusammen), in einem bescheidenen Restaurant an der «Schloßfreiheit» da, wo später das protzige Kaiser-Wilhelm-Denkmal stand, nur durch eine Straße vom Schlosse getrennt. Das Essen war ebenso einfach und ebenso billig wie im «Kaiserhof» in Jena.

Unsere Vermieter waren biedere, gemütliche Sachsen. Der Mann war ein Glied der Berliner Polizei. Als solcher wußte er allerlei Interessantes zu berichten. Auch gab es Anekdoten über den Kaiser – alle sehr wohlwollend; denn man war selbstverständlich monarchistisch und konservativ gestimmt. Das kinderlose Ehepaar bewohnte die Küche, wo über dem Herde ein Bett aufgehängt war, und lebte in äußerster Einfachheit.

Freundschaft und Kameradschaft spielten in Berlin eine geringe Rolle. Man traf sich wohl etwa mit Schweizern beim Essen, auf der Straße, im Theater, in der Kirche, in der Volksversammlung und wohnte zum Teil nahe beieinander. Aber es waren ausnahmslos nur flüchtige Berührungen. Den Schweizerverein mieden wir mit Bedacht. Einladungen gab es einige, auf Empfehlungen hin. Wir durften dadurch ein wenig in das Berliner Familienleben blicken. Auch vermittelte die Hochzeitsfeier des Freundes Guidon, der die Tochter eines preußischen Beamten älteren Schlages geheiratet hat, eine gewisse Kenntnis gerade dieser Schicht. Im allgemeinen aber waren Moosherr und ich aufeinander angewiesen. Mein erster Aufenthalt in der Großstadt ist für mich mit dem Gedanken der Einsamkeit verbunden . . .

Von einer andern Seite her sind religiöse Eindrücke positiver Art vollends nicht gekommen. Von allen «Gottesdiensten», die ich mitgemacht, hat mir noch am stärksten einer in der großen jüdischen Reformsynagoge an der Oranienburgerstraße Eindruck gemacht: noch weiß ich den Text der Predigt: «Wa jithaum Mosche – und Moses verstummte». Dazu einer in der Garnisonskirche, aber in einem andern Sinne. Es ist mir daran die enge Verbindung von «Thron und Altar», die das deutsche Kirchen- und Christentum so lange charakterisiert hat, besonders anschaulich geworden. Nicht nur waren die Kirchenplätze um

Geld vermietet, so daß wir stehen mußten, sondern auch der Gottesdienst trug einen höfischen Charakter. Denn mitten im Beginn der Predigt erstarrte der Prediger wie jener Soldat und blickte nachher nicht mehr auf die Gemeinde, sondern bloß auf eine Loge, worin – der Kaiser saß. Und doch war dieser Hofprediger jener sonst so freie und menschliche – Frommel!

Wohl aber hat mein übriges Berliner Leben, noch abgesehen von der Umgebung und der allgemeinen Atmosphäre, mir bleibende Eindrücke hinterlassen. Da war vor allem das Theater, mit dem ich eigentlich nur damals in eine tiefere Berührung gekommen bin. Ich erinnere mich besonders an die Rollen, welche Agnes Sorel und Joseph Kainz in Shakespearedramen spielten. Auch Ibsen lernte ich kennen; doch trat er mir erst viel später nahe. Zum Theater gesellte sich die bildende Kunst, besonders die Malerei. Ich weilte viel in den reichen Gemäldegalerien von Berlin. Auch ging ich dem Problem der Kunst theoretisch nach. Statt der «Glaubenslehre» oder «Dialektik» von Schleiermacher oder der «Summa» eines großen Scholastikers oder Calvins «Institutio» studierte ich die sechsbändige «Ästhetik» von Friedrich Theodor Fischer, der mir dann auch durch seinen «Auch Einer» und allerlei anderes vertraut und nützlich geworden ist.

Was aber das seltsame Mißverhältnis zwischen meinem theologischen Interesse und meinen andern geistigen Tendenzen in der größeren Hälfte meines Lebens, nicht nur in der Jugend- und Studentenzeit, betrifft, so bin ich nun geneigt, auch darin etwas Bedeutsames zu sehen: Ich habe Gott nie bloß in der Theologie gesucht, sondern in der *Welt*. Mir ist schließlich das Studium der Welt zum Studium der Theologie geworden. Das reut mich nicht. Denn wie ich schon anderwärts erklärt habe: der lebendige Gott des Reiches, der der Gott auch der Bibel ist, ist nicht ein Religionsgott, Kirchengott, Theologiegott, sondern ein Weltgott, ein Gott, der, gerade weil er wirklich Gott ist, in die Welt eingehen, «Fleisch werden» will. *Ihn* habe ich unbewußt, aber mit Leidenschaft, auf meinen Wegen durch die Kunst wie durch die weltliche Wissenschaft und die Welt selbst gesucht und gefunden. Ich bin gerade jetzt daran, ihn auf diesem Wege neu zu suchen und zu finden. Und ich habe ihn dann freilich auch in der Bibel gefunden. So war Gott auch über meinen nicht religiösen Jugendwegen und war größer als meine Gedanken.

BERGPFARRER

Unmittelbar aus diesem reichen, warmen Leben ging ich ins Pfarramt, mit noch nicht einundzwanzig Jahren.

Ich war, nachdem ich, aus den angegebenen Gründen, eine Berufung an die Gemeinden Feldis, Scheid und Trans, links über der Schlucht, die aus dem Vorderrheintal ins Hinterrheintal, und zwar zu-

nächst ins Domleschg, führt, abgelehnt hatte, an die andere, stolzere Seite des Tales gewählt worden, in die Gemeinden Flerden, Urmein und Tschappina, die rechts oben am Heinzenberg liegen.

Anfangs März trat ich die Stelle an. In Summaprada, unten an der Talstraße, wartete meiner ein Schlitten, der mich mit meinen paar Habseligkeiten auf einem bloßen Fußweg in tiefem Schnee nach dem bei aperem Weg für den Fußgänger in etwa anderthalb bis zwei Stunden erreichbaren Flerden führte. Es war ein wenig verheißungsvoller Anfang; aber ich wäre damals getrost in die Hölle gegangen, so voll war ich von Mut und Kampfeslust. Dort mußte ich, da die Pfarrwohnung noch nicht bereit und meine Schwester Nina noch nicht eingetroffen war, zunächst in dem primitiven Wirtshaus wohnen, dessen Inhaber ein ausgesprochener Pfarrerfeind war. Er empfing mich mit dem sehr wenig ermunternden Wort: «Wir hätten hier einen Vieharzt nötiger als einen Pfarrer.» Auch das erschreckte mich nicht zu stark.

Die Führung dieses kleinen Haushaltes war trotz seiner Einfachheit nicht immer leicht. Denn es gab im Dorfe keinen Kaufladen, keine Bäckerei und dergleichen, sondern alles Nötige mußte von Thusis, wenn nicht gar von Chur bezogen und zum Teil heraufgetragen werden. Auch war oft die Kasse buchstäblich leer. Denn das höchst bescheidene Gehalt, 1950 Franken für alle drei Gemeinden, wurde namentlich von der einen ganz unregelmäßig bezahlt –, und zwar nicht, weil man das Geld nicht gehabt hätte, sondern weil der Kassier sich nicht von ihm trennen wollte und zuletzt, wenn auch sehr gegen mein Empfinden, unter Druck gesetzt werden mußte, um es herauszugeben. Es konnten viele Wochen vergehen, ohne daß wir mehr als zwanzig Rappen in der Kasse hatten. Ich erinnere mich, daß ich mit einem «Gelehrten» aus dem «Unterland» eine kleine Wanderung, die ich vorschlug, nicht machen konnte, weil ich nur noch – 4 Rappen im Beutel hatte. Als Ersatz für die Dürftigkeit der Besoldung gab es freilich, nachdem das alte Pfrundgut säkularisiert worden war, einen beinahe obligatorischen Tribut von Fleisch, Rahm, Butter und Käse und auch von ganzen «Gitzeli» (Zicklein). Es wurde uns das oft zu viel. Und die Essen, zu denen wir eingeladen wurden, hätten jeweilen für eine Woche genügt und bedeuteten eine Anstrengung eigener Art.

Die Bibel war mir durch das theologische Studium beinahe zerstört worden. Aber nun zog es mich zu ihr hin. Ich beschloß, sie einmal ganz zu lesen, und zwar nicht nur ohne gelehrten Kommentar, sondern auch ohne jede theologische Brille. So stand ich denn im tiefen Winter um fünf Uhr morgens auf und setzte mich bis zum Frühstück über die Bibel. Ich las sie ganz, von dem «Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde» bis zu dem: «Komm, Herr Jesu!» Und sie erschloß sich mir. Nicht ganz, gewiß nicht, aber zum erstenmal. Sie wurde lebendig. Und es waren unendlich feierliche Augenblicke, wenn gleichzeitig mit dem Aufleuchten des Lichtes aus Gottes Höhen über den Berggipfeln des Danis

das Morgenrot aufleuchtete, nach und nach die ganze unermeßliche Schneelandschaft mit seinem Glanze übergoß und es in meiner Seele aufstieg: «Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschaffnen Lichte.»

Das war meine erste entscheidende Begegnung mit der Bibel. Ihr sind dann noch etwa zwei bis drei weiterführende, ebenso entscheidende, gefolgt.

PFARRER IN CHUR

... Wenn ich dieses Wesentliche und Eigentliche aussprechen soll, so erfaßt mich eine gewisse Scheu davor. Doch darf ich wohl soviel sagen: Wenn mein bisheriger Weg trotz allem religiösen Eifer und auch einem entsprechenden, obgleich noch mehr betonten Ernst ein *Suchen* Gottes gewesen war, so war aus diesem Suchen ein Finden geworden. Nun war mir Gott, wie ich mit Recht erklären durfte, gewisser als ich mir selbst. Wie das zuletzt so geworden ist, kann ich nicht sagen. Es ist eben eines Tages dagewesen; es ist als Gabe und Wunder gekommen. Ich habe in Chur Gott verkündigt, und zwar den starken, weltüberlegenen, heiligen, persönlichen Gott und Vater. Aber ich muß sofort hinzufügen: Obwohl ich in Flerden die Begegnung mit der Bibel gehabt habe, die ich geschildert, die Entdeckung der Bibel für mich selbst gemacht habe, könnte ich nicht sagen, daß ich – ich will mich jetzt etwas kraß ausdrücken – die Bibel gepredigt habe, besser gesagt: daß ich in meiner Predigt und Lehre bewußt und klar auf dem Boden dessen gestanden hätte, was ich als Botschaft der Bibel betrachtete. Gewiß setzte ich voraus, daß das, was ich predige und lehre, mit der Bibel im Einklang sei, aber es war auf der einen Seite mein persönliches Erleben und Empfinden, was darin zum Ausdruck kam, auf der andern ein gewisses Destillat meines theologischen Denkens. Zwei Punkte spielten darin eine besonders bedeutsame Rolle: der Vorsehungsglaube und das Jenseits. Von dem Leben über den Tod hinaus darf ich auch sagen, daß es mir ebenso gewiß, wenn nicht gewisser war, als meine «diesseitige» Existenz. Was aber den Vorsehungsglauben betrifft, besser gesagt, den Glauben an Gottes Regiment im kleinsten wie im größten, so führte er auch oft in schweres Ringen mit dem Schein des Gegenteils, blieb aber doch der feste Turm meines Denkens und Tuns. Ich muß vielleicht bemerken, daß beide Themen in sich etwas verändernder Form Zentralprobleme meines geistigen Lebens geblieben sind ...

Noch mehr als durch mein Auftreten gegen den Alkohol kam ich durch mein politisches Verhalten in Konflikt mit der herrschenden Denkweise. Schon recht bald nach meinem Amtsantritt hatte ich durch eine Predigt über die Speisung der Fünftausend eine Art religiös-soziales Bekenntnis abgelegt, das großes und zum Teil unliebsames Aufsehen erregte. Ich geriet bald in freundliche Beziehung zu der sozia-

listischen Arbeiterschaft, die damals in der Hauptsache durch den Grütliverein repräsentiert war und infolgedessen einen sehr gemäßigten Charakter hatte. Im Schoße desselben hielt ich etwa Festreden. Auch erteilte ich einen Kurs über deutsche Sprache, der aber, sicher infolge meiner falschen Methode, mit einem ziemlichen Mißerfolg endigte, der mein Urteil über den geistigen Zustand der Arbeiterschaft lange beeinflußt hat. Auch war von seiten eines Teils der Arbeiter ein gewisses Mißtrauen gegen den Pfarrer als solchen zu spüren. Dagegen erinnere ich mich mit Wehmut und Dankbarkeit der Freundschaft eines einfachen Straßenarbeiters, eines älteren Mannes von tiefem und ernstem Wesen, der einen entsprechenden Sozialismus vertrat, und mit dem ich auf meiner Studierstube gelegentlich eine bedeutsame Abendaussprache hatte. Auch das Wohlwollen des Polizeidirektors Versell, der auf selbständige Weise einen demokratischen und volksverwurzelten Sozialismus vertrat, gewann ich durch meine Gesinnung und dazu das Vertrauen der wichtigsten Vertreter und Führer der Arbeiterschaft. In meiner Bibliothek befindet sich als besonders wertvolles Stück der erste und zweite Band des «Kapitals» von Karl Marx, den mir bei meinem Wegzug von Chur der Grütliverein widmete.

Zum Abschluß dieser Skizze von meiner Churer Pfarrerzeit muß ich noch zwei Ereignisse erwähnen, die sich daraus hervorheben und für mein Leben bestimmend oder doch bezeichnend geworden sind.

Da ist einmal das Schweizerische Predigerfest vom Jahre 1897. Ich hatte seinen geistigen Charakter durch die beiden Themen bestimmt, welche lauteten: «Wie predigen wir den Armen das Evangelium?» und «Wie verhalten sich Evangelium und moderne Moral?» Für das erste waren Pfarrer Benz in Basel als Referent und Pfarrer Pflüger in Zürich als Korreferent gewonnen worden. Dieser erging sich in leidenschaftlichen Ausführungen, welche aber der Verhandlung erhöhte Aktivität verliehen. Über das zweite hatte ich das Hauptreferat und Pfarrer Hauri in St. Gallen, der Bruder unseres Dekans Hauri, das Korreferat. Ich erntete großes Lob, besonders aus dem Munde von Professor Chapuis in Lausanne. Mein Vortrag ist als Broschüre erschienen und war meine erste theologisch-philosophische Schrift, wohl auch eine erste Stufe der Treppe, die zur Professur führte. Wichtiger war, daß damals jene Beschäftigung speziell mit den Problemen der Ethik begann, die dann in meinem Studium und Denken so zentral wurde. Pflüger hatte heftig gegen meine positive Würdigung Nietzsches protestiert. Auf ein Schlußwort hatte ich leider verzichtet. Eine Fahrt nach Thusis mit einer poetisch-erbaulichen Rede des ehrwürdigen Pfarrers Klotz ist mir in Erinnerung. Sehr wirkungsvoll und charakteristisch hatte Hosang die ganze Tagung eingeleitet.

Wichtiger noch ist das zweite Ereignis, die Calvenfeier. Sie wurde zu einem Gipfelpunkt bündnerischen Lebens, an dem ich einen reichen Teil hatte. Lange, lange hatte man in ganz Graubünden darauf ge-

rüstet, hatte die alten kostbaren Trachten aus Kasten und Truhen geholt, die Rollen verteilt und geübt, die Gesänge studiert und was sonst notwendig war. Das Festspiel war von M. Bühler und G. Luck gedichtet und enthält sehr schöne Partien, namentlich eingelegte Lieder; die ebenfalls vortreffliche Musik stammte von Barblan. Die Aufführung, zu der auch sehr viel Volk aus dem «Unterland» strömte (auch Hodler war dabei), litt am ersten Tage unter ungünstigem Wetter, erregte aber doch gewaltigen Enthusiasmus. Als dann bei der zweiten Aufführung die Worte gesprochen wurden:

Schaut hin, noch nie sah ich so hell sie strahlen,
Die Gottessonne über unserm Tal,
Und machtvoll geht ein glückverheißend Leuchten
Durch unsern großen stillen Ahnensaal

leuchtete wie ein Zeichen die Sonne auf.

Ich hatte die Festpredigt zu halten. Es war ein großer Anlaß, der größte dieser Art, den ich erlebt. Gott half mir (ich darf wohl so sagen), daß ich auf der vollen Höhe stand. Mein Text war: «O Land, Land, höre des Herrn Wort.» Ich konnte aus dem stärksten und tiefsten Quell meines religiös begründeten Bündnertums schöpfen. Groß war der Beifall und das Lob (nur ein Basler Theologe fand die Predigt zu wenig religiös!). Ich empfing ein freundliches Lob auch aus dem Munde der Gattin des anwesenden Bundespräsidenten Müller. In der ganzen Schweiz war man auf mich aufmerksam geworden. Die Berufungen an wichtige Stellen wollten nicht aufhören – zu meiner Qual! Es war der Höhepunkt meiner Beliebtheit und Volksverbundenheit.

Auch vorher hatte ich, aus meiner Kenntnis des Schlachtfeldes und der von mir sorgfältig studierten Schlachtgeschichte schöpfend, in Vorträgen die Feier vorbereitet. Diese Calvenschlacht ist ja wirklich das großartigste Beispiel von moralischer Kraft und echtem Heldentum, das sich in unserer Geschichte mit einer Waffentat verbunden hat. Und ich war ja damals Militarist. Eine Feldpredigt auf dem Waffenplatz Chur hielt ich für eine große Ehre. In der Familie von mehr als einem Obersten war ich hochgeehrter Gast und Freund. Die Verbindung mit den Obersten Wasmer und Becker hat sogar meinen späteren Antimilitarismus überstanden.

So bildete die Calvenfeier den Höhepunkt einer Linie meiner Entwicklung und eines Momentes meiner Existenz – und das Ende!

BASEL

... Im übrigen enthüllte Basel nach und nach auch seine nicht kleinen Vorzüge. Man muß in Basel sozusagen eine Quarantäne durchmachen, muß einen Stachelwall von Unfreundlichkeit, abweisendem Hochmut, ängstlichem oder überheblichem Mißtrauen durchmachen. Der

«Spion» über den Haustüren, das heißt ein ovaler Spiegel, der das Bild des vor der Türe Stehenden weitergibt, muß zuerst ansagen, wer unten stehe, bevor man die Türe öffnet, und ist für die Basler Art charakteristisch. Aber wenn die Quarantäne vorüber und der Stachelwall durchbrochen ist, dann ist man in Basel auch daheim. Dann wird man sozusagen in die Familie aufgenommen, als Eigener behandelt und mit großer Treue festgehalten. Dann offenbart die Basler Art ihre Schätze. Unter der stachligen Schale verbirgt diese baslerische Art ja einen kostbaren Kern von Ernst, Tiefe, Gescheitheit, Kultur und neben der konservativen Befangenheit die Fähigkeit zu einer großen geistigen Freiheit. Mit Zürich verhält es sich umgekehrt. Hier liegt der Kern ohne Stachelschale zutage. Man wird mit offenen Armen aufgenommen. Aber man ist schließlich doch nicht daheim – man ist nicht in einer Familie, sondern in einem Hotel. Und die bereitwillige Aufmerksamkeit wendet sich leichter wieder einem andern zu, der die Anziehungskraft der Neuheit besitzt. Wobei übrigens Zürich auch seine ihm eigenen Vorzüge hat, wie sie sich in allerlei Gestalten verkörpern: von Zwingli über Lavater und Pestalozzi bis zu Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer . . .

Zu der erwärmenden Erfahrung dieses geistigen Elementes in der Basler Atmosphäre kam nach und nach auch die des äußeren Rahmens. Zwar wenn ich aus den Parpaner Ferien zurückkehrte, wurde der Übergang immer wieder für Leib und Seele drückend und konnte nur durch irgendein gutes Erleben, gelegentlich durch eine Wanderung auf den Gempenstollen oder gar den Hauenstein, häufiger auf den Belchen, ein wenig überwunden werden. Aber das wendete sich doch immer mehr zum Besseren. Die Rhein- und Juralandschaft ist mir in ihrer Heiterkeit und noch mehr in ihrem träumerischen Ernst immer mehr ans Herz gewachsen und der Alpenlandschaft ebenbürtig geworden . . .

In diesen Zusammenhang stelle ich wohl am besten ein anderes wichtiges Faktum der Basler Zeit: die Gründung der «Neuen Wege». Sie fiel in die Wendezeit des Jahres 1906, also in das Jahr der Gründung der religiös-sozialen Bewegung. Doch galten sie nicht von Anfang an als deren spezifisches Organ, sondern mehr als Ausdruck der Überbietung des Parteiwesens. Ihr wichtigster Mitarbeiter war darum lange Professor Wernle. Daneben aber war auch Kutter vertreten. Das Religiös-Soziale war von Anfang an auch dabei. Es war der Ausgangspunkt für die Überbietung des Parteiwesens. Aber das Religiös-Soziale hatte selbst eine noch unbestimmtere Form und einen weiteren Rahmen als später. Fast alle lebendigen Kräfte strömten ihm zu.

Bei der Gründung machte das Finden des rechten Namens für die neue Zeitschrift ziemliche Mühe. Gegen «Neue Wege» wurde eingewendet, dieser Name müsse in dem Maße veralten, als unser Programm sich erfülle. Diese Sorge hat sich als unbegründet erwiesen.

Die Redaktion war nicht von Anfang an in meiner Hand. Es standen neben mir die Pfarrer Liechtenhahn in Buch am Irchel (Zürich) und

Hartmann in Chur, zwei ziemlich anders geartete Geister, von denen Hartmann eigentlich nie so ganz zu den Religiös-Sozialen gehörte. Ich war jedenfalls der Revolutionärste unter ihnen, von dem die meisten Stürme ausgingen. Auch lastete der Hauptteil der Redaktionsarbeit auf mir. Meine Gänge die Augustinergasse hinunter an der Universität und dem Blauen und Weißen Haus vorbei zum Rheinsprung, zur kleinen Druckerei Zbinden, wo der stets freundliche, charaktervolle und uns auch gesinnungsverwandte alte Berner waltete, gehörten fortan zum eisernen Bestand meines Basler Wirkens. Später, als unser sozialer und religiöser Sozialismus stärker hervortrat, zog sich zuerst Hartmann, der am konservativsten Geartete, und noch später Liechtenhahn zurück, und an ihre Stelle traten Matthieu und Stückelberger und später Lejeune und Straub, bis infolge meines Rücktrittes von der Universität die Freunde mir durch die «Neuen Wege» eine Existenzmöglichkeit schaffen wollten und mich daher zum alleinigen und besoldeten Redaktor wählten. Die «Neuen Wege» sind ein wichtiger Teil meines Schicksals geworden und es geblieben bis auf diesen Tag. Sie haben mir viel Mühsal gebracht, viel großen und kleinen Kampf und Schmerz, aber auch viel Freude und Sieg.

Juden und Araber in Israel

Während die arabischen Flüchtlinge aus Israel zu den großen Sorgenkindern der UNO geworden sind, hat sich an ihren in Israel zurückgebliebenen Stammesgenossen ein weder von ihnen selbst noch von den Juden in seiner ganzen Bedeutung genügend beachtetes Wunder vollzogen.

Nach Beendigung der jüdisch-arabischen Feindseligkeiten war die Stellung der arabischen Minderheit in Israel höchst prekär. Besiegt und von den Siegern der aktiven Anteilnahme an den Kämpfen beschuldigt, bildeten sie mit einer Zahl von mehr als 170 000 Menschen ungefähr 14 Prozent der Bevölkerung eines Staates, der seine Existenz unter dem Druck der Furcht begann, daß eine zweite Runde mit einem politisch oder militärisch besser gerüsteten Gegner jeden Augenblick wieder beginnen kann. Die wenig freundliche Behandlung der Araber in der ersten Zeit nach dem Waffenstillstand war ein sichtbarer Ausdruck dieser Mentalität.

Im Laufe der letzten fünfundsiebzig Jahre hat das Verhältnis zwischen Arabern und Juden Palästinas häufig gewechselt. Die ersten unter der Ägide Baron Rothschilds nach dem Lande gekommenen Siedler haben anfangs zur arabischen Umwelt ähnliche Beziehungen gehabt wie die deutschen Templer. Der Zustand von damals glich dem an der Wildwestgrenze Nordamerikas zwischen Farmern und Rothäuten herrschenden, und er bestand in einem dauernden Wechsel von Krieg und Frieden